



Zum Totenfest.

Ein Rundgang auf dem alten Friedhof zu Wiesbaden.
Von Rina Bornhofen.

Der Sommer ging zur Reize und auch der wenig freundliche Herbst. Der Wind segt über die Stoppein, das Laub der Bäume hatte sich braun, rot und gelb gefärbt und fiel ab. Jetzt stehen die Bäume laß, da, trüb und kurz sind die Tage, der Winter hat seinen Einzug gehalten.

Das ist die Zeit, wo man seiner Toten gedenkt. Der letzte Sonntag im Kirchenjahr ist ihrem Andenken gewidmet.

Es ist eine schöne Sitte, an diesem Tage die Gräber unjrer abgechiedenen Lieben zu schmücken, und seine Jahreszeit würde dazu geeignet sein, als gerabe die Zeit des Absterbens in der Natur. Wird uns doch in seiner Jahreszeit die Vergänglichkeit alles Irdischen deutlicher vor Augen geführt wie gerade jetzt.

So ist nun wieder ein Jahr vergangen und abermals stehen wir vor dem Totensonntag.

Wer in diesem Jahre den Friedhof noch längerer Zeit wieder aufsucht, der wird staunen, welche Dimensionen er angenommen in dem verfloffenen Jahre. Ja, der Tod hat reiche Ernte gehalten. Der letzte Winter hat viel Opfer gefordert, größtentheils doch heilige Kinderfreuden und auch die Einflussge und ihre löbsartigen Begleiter haben viele Familien in tiefe Trauer versetzt.

So hat der Totenhof reichen Zuwachs erhalten und immer weiter witz der Weg vom Portal bis zu dem Ende der Gräberreihen. Eine ganze Totenstadt dehnt sich so aus und man kann auch an dieser enormen Gräbergewinnung sehen, daß Wiesbaden Großstadt geworden ist. Noch nicht 30 Jahre sind verstrichen, seitdem dieser Friedhof zur Bestattung übergeben wurde, denn 1878 wurde der erste Tote dort zur ewigen Ruhe beigesetzt. 30 Jahre, eintheils eine lange Zeit, andertheils auch wieder nicht, wenn man in Betracht zieht, daß der große Friedhof seit jener Zeit mehrmals erweitert wurde, bis er seine heutige Ausdehnung erlangte, die eine weitere Vergrößerung einschließt.

Die Stadt ist nun gezwungen, einen neuen Friedhof anzulegen und ist an der oberen Frankfurterstraße ein geeigneter Platz dazu anzusehen. Außerdem bestand die Absicht, die älteren Reihengräber neu zu belegen, doch hat die stattgefundene Untersuchung den Zeitpunkt als verfrüht ergeben. Immerhin muß man in einigen Jahren damit rechnen und ist das nur noch eine Frage der Zeit. Viele vergessene Gräber findet man jetzt schon darunter, auch mögen viele der dort Ruhenden hier überhaupt keine Angehörigen mehr haben.

Kann man das auf dem jetzigen Friedhof schon beobachten, wie viel mehr ist das auf dem alten Friedhof an der unteren Pfaffenstraße der Fall, wo selbst vor länger als einem Menschenalter die Toten ihre letzte Ruhestätte fanden. Wird auch heutigen Tages es und zu dorten noch ein Mitglied einer hiesigen Familie beisetzt, da sich ja auch hier viele Familiengraben befinden, so sind das doch nur vereinzelte Fälle. Nur der

Umstand, daß auf dem alten Friedhof sich das städtische Leichenhaus befindet, ergibt den Verkehr auf denselben, doch sind die Teile, die bei Beerdigungen nicht berührt werden, äußerst ruhig und wenig besucht. Ich bin überzeugt, daß es eine ganze Anzahl Einwohner hier gibt, die außer den von den Leichengängen berührten Wegen diesen Friedhof überhaupt nicht kennen, ja es gibt sogar viele, die schon länger hier wohnen und denselben überhaupt noch nicht besucht haben.

Dieser Friedhof besteht aus zwei Theilen und während die neuere Hälfte noch zum größten Theil gut gepflegte Gräber aufweist, namentlich ja auch viel besser gepflegt ist, da die hier Ruhenden ja fast alle noch lebende Angehörige hier haben, so ist der ältere Theil und die sich dort befindenden Gräber doch vielfach in Vergessenheit geraten. Die Zeit der Bestattung reicht zu weit zurück, und weiter zurück wie zu den Großeltern reicht unser Gedenken nicht.

Doch wie interessant ist ein Gang gerade auf dem ältesten Teil des Friedhofes. Welche Sprache der Vergangenheit redet diese Stätte. Ein Stück Alt-Breschaben finden wir hier, ja, ein Stück Alt-Koskau. Welcher Friede umfängt den dort Wandelnden! Findet man auch hier keine modernen, imposanten Grabmäler, so liegt doch gerade in dieser Ruhe und Einfachheit so viel Erhabenes. Einmal schreitet man die Wege und ist mit namentlich ein Gang am frühen Morgen oft ein Genuß. Gleich hinter dem Getriebe der rastlos arbeitenden Großstadt, dieses unendlich ruhige Klüppchen der Vergangenheit.

Die sogenannten Reichenräber bilden zum größten Theil jetzt eine bürgerliche Meistenklasse, von wenig Grafen und mit unleserlichen Schrift unterbrochen, jedoch bei den Gräbern an den Hauptwegen kann man die Namen und Inschriften dieselbe noch lesen. Im Gegensatz zu dem jetzigen großstädtischen Friedhof findet man hier nur alte Wiesbadener oder altnassauische Namen; viele Namen von altem guten Klang, solche, die mit der Geschichte Nassaus eng verknüpft sind, bedeutende Männer, treue Diener ihres Fürsten. Man liest da die Namen: Bergenbohn, Bigelius, Gentz, Friderici, Wülgast, Bollmann, Ling, Linb., Schenk, Hermann, Denckenreich, Binn, Kullmann, Wüsgen, Jenz, Fagenstecher, Seebach, Ley, Kade, Steubing, Voss, Voss, Ruffet, Goerz, Gehlins, Wigner, Ebbardt, Eibach, Marburg, Snell, Vossen, Busch, Beez, Wilhelm, Hollenius, Bertram, Langhans, Thilemann, Wünel, Robrichus, Rober, Friedhöfer, Schulz, Weiger, Hirnbach etc.

Ihren allen gebührt ein Denkmal in Rasse's Geschichte. 60 Jahre und länger sind seit ihrem Ableben verstrichen, viele mögen keine direkten Nachkommen mehr haben, denn die meisten Gräber sind ungepflegt, mit Eichen und Immergrün überwuchert.

Auch der russische Adel ist reich vertreten, und haben die hier Beisetzten wohl zu den ersten des Landes gehört, größtenteils hohe Militär- oder leitende Staatsstellen bekleidet.

Die Namen: von Mons, v. Habeln, v. Arnolds, v. Gorenstein, v. Heidenrod, v. Nöfeler, v. Reined, v. Breen, v. Esh, v. Ringingerode, v. Gogern, v. Massenbach, v. Vofe, v. Ed, v. Ead, v. Holbach, v. Ibell, v. Vacans, v. Reitel, v. Thewalt, v. Sachs, v. Naundorf, v. Dungen sind alles alte, klangvolle noblerer Namen und mit Weissens Geschichte, aus vornehmsten

Über auch der eingeeifene Bürgerland hat feine Vorfahren
Hier gebettet, die alten, echt Wiesbadener Namen treten uns
hier vor Augen. Sind auch Namen herunter, die man jezt
hier nicht mehr findet, so find fie doch dem Ohr nicht fremd
Die meisten haben Enkel und Enkelkinder hier wohnen.

Die Namen Roeder, Raschau, Dambmann, Kaeßler, Schidt, Hoffmann, Lehendeder, Dorn, Dieß, Streiß, Hirschbach, Bergmann, Strittler, Freinheim, Göbel, Nibel, Kall, Koll, Thurneissen, Rogler, Schlichter, Schlachter, Sartor, Duenfing, Stuber, Joppi, Rimmel, Thon, Christmann, Schmidt, Neundorff, Rößberger, Jausi ufm. sind alles gut bürgerliche Nassauer Familiennamen, deren Träger in Alt-Wiesbaden ihren Platz ausfüllen und zur Entwicklung unserer Vaterstadt beigetragen haben.

Und mitten unter ihnen befindet sich die Gruft der hochseligen Herzogin Pauline von Nassau, der früheren Bewohnerin des Paulinenschloßchens, unteres jetzigen Aurbau-Probisporiums. Dieser Fürstin letzter Wunsch auf dem Sterbebette, unter ihren Landeskindern ruhen zu dürfen, fand hier Erfüllung. So ruht sie nun unter denen, in deren Zeit und mit denen sie gelebt. Ein schmuckloses Grab, das nur durch seine Größe auffällt, von einem einfachen Gitter umgeben; der verwitterte Tempel trägt die Inschrift und gibt Kunde, daß hier eine Fürstin, fern ihrer Stammgruft, den ewigen Schlaf schläft. Vor kurzem wurde der erlauchter Sohn dieser Fürstin, der unlängst verstorbene Prinz Nicolos von Nassau, an ihrer Seite abgesetzt.

Auf dem Teil oberhalb der Totenbelle tritt ein Grabmal vor Augen, das die wohlgelungene Büste eines jeden älteren Wiesbadener bekannten Mannes trägt. Ich meine den Dr. med. Groß, einer der geschicktesten Ärzte der 50er, 60er und 70er Jahre. Auch birgt dieser Teil das Doppelgrab des Dichterpaars Adolph Stahr und Johann Verneid, seit einigen Wochen geschnitten mit einem frischen Vorbeerenzweig, dessen weiche Schleife die Worte trägt: Adolph Stahr, 100 Jahr.

Trägt so der ältere Teil ausschließlich Kassauer Namen, so finden wir auf der neueren Gasse, deren Befestigungszeit in die Jahre 1868 bis 1880 und darüber gewesen, naturgemäß ein viel reichhaltigeres Namenssortiment, da sich von dieser Zeit an die Stadt ganz rapid vergrößerte durch Zuzug von auswärtig.

Nur dieser neuere Hälfte des Totenhofes fällt dem Besucher das hohe Denkmal mit der Siegesgöttin auf, umgeben von einem Halbkreis gutgepflegter Gräber. Es sind die Gräber jener Männer und Jünglinge, die 1870/71 den Heldentod fürs Vaterland starben. Manch lebensfrohes Herz wurde da gebettet, das sein junges Blut zur Größe des deutschen Reiches vergossen. Manch hoffnungsvolles Leben fand hier allsurstige Vollenbung. Offiziere und Soldaten, sie liegen gehort um die Gedenk Säule mit der Viktoria. Eine besonders ergreifende Sprache redet ein Doppelgrab, Vater (Generalmajor v. Belhien) und sein 17jähriger Heldensohn. Beide zogen aus voll Mut gegen den Feind, die feindliche Angel erreichte beide. Schwerverwundet nach Wiesbaden gebracht, bauchten sie hier ihr Leben für Deutschlands Größe aus. Nun ruhen sie Seite an Seite in einem Schlof.

Und alle die andern dort ruhenden, tapfern Krieger, sie alle hinterließen fühlbare Lücken in ihren Familien. Sie erlitten alle den Tod für König und Vaterland. Ehre ihrem Andenken!

Trogen wir nun am Totensonntag unsern abgelebten
Lieben frische Blumen aufs Grab, so wollen wir aber auch
denen ein stilles Gedenken weihen, die keine Hinterbliebenen
mehr haben, deren letzte Ruhestätten verlassen und vergessen
daliegen.

Ihnen legen wir geistigerweise einen Immortellenkranz
aufs Grab.

Eine gesunde Wahrheit,

die gegen ungesunde, schädliche Gewohnheiten und Ueberlieferungen gerichtet ist, hören die Menschen in der Regel nicht gern. Wer aber auf sie hört und sie beherzigt, dem gereicht es zum größten Nutzen und Vorteil. Eine solche Wahrheit spricht Prof. Petersen aus, wenn er über den Bohnenkaffee schreibt:

Der Kaffee ist eines der größten Gemeinübel, die es gibt. Er hat sich mit der Gewalt des Sonnenmittels in Saiten und Hütte einen festen Platz erworben, von welchem er schwerlich jemals zu verdrängen sein wird. Und er hat mehr als milder unglückliche Mißbrauch, den Genuß der Spirituosen vielleicht ausgenommen, dazu beigetragen, das Menschengeschlecht zu entmenschen und es von Generation zu Generation immer mehr zu schwächen.

Diese vernichtende, aber leider durchaus zutreffende Kritik heißt ins Positive überföhrt: an Stelle des gesundheitsgefährlichen Bohnenkaffees muß ein vollkommen unschädliches Getränk treten, das zugleich auch die erforderlichen Genuß-Eigenschaften besitzt:

Und man braucht nicht erst lange danach zu suchen. In den maßgebenden wissenschaftlichen Kreisen ist Rathreiners Malz-Kaffee längst als das Getränk bekannt, welches infolge seiner unbestrittenen gesundheitsdienlichen Eigenschaften und seines würzigen Wohlgeschmacks, der ihm durch ein eigenartiges, patentiertes Verfahren mitgeteilt wird vor allen anderen Getränken dazu berufen ist, dem schädlichen Bohnenkaffee vollwertig zu ersetzen, und auch im Publikum lernt man die Vorzüge des „Rathreiner“ immer mehr erkennen und praktisch würdigen, was der täglich zunehmende, schon jetzt nach Millionen zählende Abnehmerkreis mit Sicherheit beweist.

Für 6.— Mark einen vollständigen Ersatz für
Echte Brillanten

In Ringen, Brochen Ohrringen, Cravatten-Nadeln, Manschetten- und Hemdenknöpfen, Armbändern, Colliers etc. stets das Neueste in grösster Auswahl. Von echten Schmuckgegenständen inbezug auf **Steine und Fassung** schwerlich zu unterscheiden. **Haltbarkeit** garantiert.

„Headley's Diamond Palace“
Kirchgasse 38, Wiesbaden, Kirchgasse 38.

Total-Ausverkauf
wegen Geschäfts-Aufgabe.

Sämmtliche auf Lager habende Uhren, als: Regulantenre, Freischwinger, gold. und silb. Herren- und Damenuhren etc., sowie ferner alle Arten Herren- und Damenuhrketten u. Schmuckgegenstände in Gold, Silber u. Double werden, um das Lager vollständig zu räumen, zu außerordentlich billigen Preisen anverkauft.

Beste Gelegenheit für Weihnachtseinkäufe für Privatleute und Vereine.
Philipp Schlosser,
 Marktstraße 6, neben dem Polizei-Gebäude.

Schwäche

der Männer, Vollut. sämtl.
Geschlechtskrankh., behandelt
nach 30jähriger prakt. Erfahrung,
Mentzel Hamburg. Seiler-
straße 27, Auswärtige brieflich.
212071

Korpulenz, Fettleibigkeit

und die damit verbundenen Unzuträglichkeiten und Lebensgefahr ver-
hindert und beseitigt ohne Verursachung und schädliche Folgen me-
ist Jahren dem ärztlichen Zehe- und Entsetzungsdoc. "Neues"
Weid 1 Markt, Alleinverkauf: Rucipp. Haus, 59 Rhein-
straße 59

Wegen Hausverkauf und Aufgabe des Ladens **Total-Ausverkauf** meines gesamten Warenlagers
von Uhren, Uhrketten, Goldwaren, optischen Artikeln zu jedem annehmbaren Preis

Otto Baumbach, 18 Taunusstrasse 18.



Nr. 277.

Sonntag, den 26. November 1905.

20. Jahrgang

Gesüht.

Roman von Mrs. Lovett Cameron. Einzige autorisierte Bearbeitung.

Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe kein leichtes Leben gehabt, seit wir auseinander gegangen sind, Harald“, sprach sie ernsthaft. „Im Laufe der letzten fünf Jahre habe ich mehr denn einmal erfahren, was es heißt, nicht genug zu verdienen, um sich satt zu essen. Tag und Nacht habe ich rastlos gearbeitet, um das zu erwerben, dessen ich zum kümmerlichen Dasein bedurfte. Mir erscheint es somit, wie gesagt, nur gerecht, daß Du auch Anteil haben solltest an der Wiedervergeltung, die allzu häufig nur der Frau allein aufgehaßt wird.“

Dieses seltsame und unnatürliche Zwiegespräch, das in seiner Brutalität fast etwas Grausames an sich hatte, wurde nun zu jähem Abschlus gebracht. Im Hause ließ sich einige Unruhe vernehmen, das Öffnen und Schließen von Türen, dann rasche Schritte, und fast noch während Anna mit warnender Geberde den Finger auf den Mund legte, flog die Tür auf und Edith stürzte in das Gemach. Atemlos flog sie ihrem Verlobten um den Hals. Ihre rötlichen Wangen bildeten einen anmutigen Kontrast zu dem weißen Pelztragen, den sie um den Nacken gelegt.

„O, Harald, da bist Du ja endlich! Ich wußte, daß Du noch heute kommen würdest, um mich zu sehen. Wie geht es Dir? Und ach, wie froh bin ich, Dich nun endlich wiederzusehen und hier zu haben!“ Ihre blauen Augen leuchteten freudig und mit glückseliger Vertraulichkeit, die an sich schon eine Liebeslung war, schmiegte sie sich in seine Arme.

Ein Mann fühlt sich vielleicht nie so geschlagen und kommt sich nie so töricht vor, als wenn er sich in Gesellschaft zweier Frauen befindet, denen er beiden von Liebe gesprochen. Harald Lyon, der durchaus kein Tor genannt werden konnte und trotz seines früheren Vergehens vortreffliche Eigenschaften des Geistes und des Herzens besaß, machte in der Verwirrung des Augenblicks fast den Eindruck eines Toren, und was er fühlte, hätte sich kaum in Worten wiedergeben lassen. So viel stand fest, daß, wenn die Erde sich vor ihm aufgetan, er es als Erleichterung empfunden hätte, sich verschlingen zu sehen. Aber die Natur kam ihm nicht in so erwünschter Weise zu Hülfe und er mußte sich, so gut es eben gehen wollte, aus der Schlinge ziehen. Auf der einen Seite sah er das anbetende Lächeln seiner Braut, auf der anderen den spöttischen Gesichtsausdruck des Weibes, das zu lieben er sich eingebildet. Demnach in die Enge getrieben, tat er das einzige, was ihm erübrigte. Er bot der Sachlage so mutig als möglich die Stirn. Ediths zarte Gestalt umschlingend, lächelte er ihr zärtlich zu, denn er wußte recht gut, daß sie sehr überrascht gewesen wäre, wenn er sie nicht so liebevoll wie sonst behandelt hätte. Dann sah er fast trozig zu Anna hinüber.

„Ich hoffe, Du und Cousine Anna seit gute Freunde geworden!“ rief Edith in gesegneter Unkenntnis der Situation.

„Ja, wir haben uns so sehr befreundet, als dies während Deiner Abwesenheit und der kurzen Dauer unseres Zusammenseins möglich gewesen!“ entgegnete Anna vollkommen unbefangen.

„Vortrefflich, ich lege Wert darauf Harald, daß Du meine neue Cousine kennen lernst, und ich habe diese Zusammenkunft zwischen Euch förmlich geplant. Bei Trotters gelang es mir aber auch ganz ausgezeichnet, mich loszuschrauben. Mir hat mir prächtig geholfen. Gleich nach aufgehobener Tafel ließ sie mich entschleusen. Sie hatte bereits einen Wagen anspannen lassen, und ich fuhr von den Stallungen aus fort, ohne daß irgend eine Menschenseele es bemerkt hätte. Papa und Tanten werden erst in ein oder zwei Stunden in der Staatskassette heimrasseln.“

„Dann tue ich wohl besser daran, Euch junge Leute für die Dauer dieser Zeit allein zu lassen“, bemerkte Anna mit nachsichtigem Lächeln. Sie warf der jungen Cousine einen wohlwollenden Blick zu, griff nach ihrem Arbeitskorbe, bot Lyon die Hand, und entfernte sich.

„Gute Nacht!“ sprach sie ruhig, sich noch unter der Tür umwendend, „ich freue mich, daß sich mir die Gelegenheit geboten, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Und Edith Abair, eine impulsive, enthusiastische Natur, sprach daraufhin zur grenzenlosen Verwirrung ihrer Zuhörer Worte welche, ohne daß sie es ahnte, der Cousine gegenüber die schrecklichste Ironie waren, die sich aussprechen ließ.

„Du sollst Dich auch freuen, Anna, seine Bekanntschaft gemacht zu haben, denn Harald Lyon ist einer der besten Menschen auf der Welt, und es gilt wahrlich als Vorzug, ihn kennen zu dürfen.“

„Meine liebe Edith!“ In heller Verzweiflung gab sich Harald alle Mühe, ihren Nebelstrom zu unterbrechen, aber das ging nicht so leicht.

„Ich will nur hoffen, Cousine Anna, daß Du eines Tages einem Manne begegnen möchtest, welcher ebenso gut ist, wie Harald. Gelingt es Dir, dann bist Du wahrhaft glücklich zu nennen. Ich meinerseits kann über das mir zu teil gewordene Glück nicht genug staunen.“

Mit einem spöttischen Lächeln um die Lippen, das Edith aber nicht sah, entgegnete Anna:

„Ich kann Dir die Versicherung geben, daß Du Dich nach und nach daran gewöhnen wirst.“

Die Worte waren an ihre junge Verwandte gerichtet, das Lächeln aber und die tiefere Bedeutung derselben galt Lyon.

Er verstand sie auch ganz und vollständig, und während er es nicht unterlassen durfte, die Hand zu ergreifen, welche sie ihm bot, neigte er das Haupt, um ihren Blick zu meiden.

Der erste Akt des bitteren Dramas hatte begonnen.

11.

Eine Einladung nach London.

Da die Jagdsaison vorüber war begann jener gesellschaftliche Stillstand, der sich immer einem Nebelwetter gleich über die sportliebende Gegend verbreitete. Bis zum Monat September hatte man nicht viel zu erwarten. Die Herren gähnten und spielten mit dem Angelsaue. Sie sprachen von Reisen nach Irland oder gar nach Norwegen, aber nichts von alledem kam

zu Stande. Die Damen ihrerseits langweilten sich, und nur die Aussicht auf Edith Abairs Hochzeit, für die man sich in London neue Toiletten bestellen mußte, hielt sie einigermaßen aufrecht.

Im großen Ganzen genommen waren die Gutsbesitzer der Grafschaft verhältnismäßig sehr häusliche Menschen, die nicht, wie es in anderen Gegenden der Fall war, ein- oder zweimal im Jahre für die Dauer längerer Zeit nach London zu fahren pflegten. Höchstens ereignete es sich, daß die eine oder die andere heranblühende junge Tochter auf ein paar Wochen zu Verwandten oder Bekannten nach London eingeladen wurde. Zuweilen war dieses Los der ältesten Tochter beschieden, dann wieder der jüngsten, oder auch dem Patentkinde jener Dame, welche die Einladung ergingen ließ, aber im großen Ganzen genommen waren solche Einladungen immer ein unsicheres Vergnügen. Die Mädchen rechneten auch flüchtig nicht darauf und ließen sich überraschen.

Mit Neugierde und geheimer Freude betrachteten somit die Töchter des Hauses Trotter eines Tages zu Beginn des Monats Mai ein Schreiben, das auf dem Frühstückstisch neben dem Plaque der Baronin lag. Sie erkannten die Schrift ihrer Großtante, der verwitweten Gräfin Newbury. Nun aber wußte man allgemein, daß ein Brief die'r Dame, wenn er anfangs Mai eintraf, stets eine Einladung für irgend eine der Großnichten in sich barg.

Die Mama war noch nie so spät am Frühstückstisch erschienen als gerade heute, wo man ihres Kommens mit gespanntester Ungeduld wartete. Man wendete den Brief nach allen Seiten hin und her, wagte aber naturgemäß denn doch nicht, ihn zu öffnen. Nur drei der Damen hatten Aussicht, eine Einladung zu erhalten, denn die älteste, das Patentkind der Gräfin, war schon so oft bei ihr gewesen, daß man von dem Gerechtigkeitsfuss der alten Dame unbedingt erwarten mußte, sie werde diesmal eine Ausnahme machen.

Miry war diejenige, an welche eigentlich die Reihe gekommen wäre. Da sie aber als die wenigst hübscheste bezeichnet werden mußte, und die Gräfin für Schönheit sehr empfänglich war, stand zu erwarten, daß sie Ade den Vorzug geben werde, worauf diese sich schon unendlich freute. Während die Schwestern noch darüber debattierten und ein wenig stritten, trat die Baronin ein und wurde alsbald von den Schwestern bestürmt, das Schreiben zu öffnen.

Sie tat es mit behäbigter Ruhe, schon um den Töchtern den Beweis zu liefern, daß sie sich durch nichts aus dem Gleichgewicht der Seele bringen lasse. Im Grunde genommen aber war sie kaum weniger gespannt, als ihre Kinder, wer denn eigentlich eingeladen werde. Ein solcher Besuch in London war nicht ohne Wichtigkeit, seine Folgen ließen sich nicht ermessen. Der Mutter aber lag es gar sehr am Herzen, ihre Töchter zu verheiraten, und die wenigsten wußten, wie herbe Täuschungen es ihr bereitet hatte, daß Lyon, der Besitzer von Grange-Moor, sich mit Edith Abair verlobte. Seit Jahren war sie gewöhnt gewesen, mit Bestimmtheit darauf zu zählen, daß Edith Jim heiraten werde. Die Partie war in jeder Beziehung wünschenswert. Sie kannte Edith seit ihrer Geburt, mochte sie gerne leiden und würde sie freudigst als Schwiegertochter begrüßt haben. Ueberdies war sie reich. Die Baronin Trotter durfte nicht als besonders habgierig bezeichnet werden, aber das Geld ist immerhin heutzutage ein mächtiger Faktor zum Glücke der Menschen. Edith Abair gehörte zu den reichsten Erbinnen der Grafschaft, und die Baronin war somit bitterlich enttäuscht, daß ein Fremder dahergekommen und sie ihrem Sohne weggeangelt habe. Sie hatte trotzdem gute Miene zum bösen Spiel gemacht, hatte der Braut herzlich gratuliert und sich sofort bereit erklärt, daß Miry eine der Brautjungfrauen werde. Ihr Herz hatte für den armen Jim gebüht, der sofort wieder vom Hause abgereist war. Seit der Verlobung Ediths war die Baronin denn auch im innersten Herzensgrunde recht verstimmt, und die Einladung nach London für eine ihrer Töchter kam ihr sehr gelegen, hoffte sie doch mit dieser eine Heirat in Verbindung bringen zu können.

Nachdem sie den Brief der Tante aber gelesen, blutete das Herz der Mutter aber von neuem, denn die Gräfin Newbury überließ es vollständig dem Gutachten der Nichte, diejenige Tochter zu wählen, die des Besuches in London teilhaftig werden sollte. Sie gestand offen zu, daß Ellen ihr das sympathischste Mädchen sei, daß es aber kaum gerecht wäre, sie mit Ausschluß der Schwestern wieder anzufordern. „Ade ist die Hübscheste“, fügte sie hinzu, „aber ich sehe recht gut ein, daß es vor allem gilt, gerecht zu sein, und ich glaube jeden Tadel am gerechtfertigtesten von mir abzuwälzen, wenn ich noch hinzufüge, daß ich einen sehr reichen Mann von uraltem Adel längere Zeit während der Dauer des Besuches Deiner Tochter als Gast bei mir im Hause haben werde.“

Diese Mitteilung ließ das Herz der Baronin höher schlagen. Sie blickte von der Lektüre des Briefes empor und sah ihre Mädchen der Reihe nach an. Ade, frisch wie eine Rose und unstreitig hübsch, war ihr Lieblingskind, aber im Grunde genommen, ein Gansblümchen, Miry nichts weniger als hübsch, jedoch sehr klug.

„Dürfen wir den Brief sehen?“ fragten die Mädchen wie aus einem Munde.

„Wer von uns soll gehen?“

„Es ist an Miry die Reihe!“ und keines der Mädchen ahnte jemals, wie schwer ihr die Antwort geworden.

Miry reiste denn auch schon wenige Tage später ab. Am Tage vorher war sie nach Dene gefahren, um sich von ihrer guten Freundin Edith Abair zu verabschieden. Sie war gewohnt, jedes Ereignis in ihrem kleinen Kreise der Gspielerin und Jugendfreundin mitzuteilen, aber diesmal kam es ihr vor, als ob Edith weniger Teilnahme für ihre Freuden und Schmerzen habe wie sonst. Sie war vermutlich von ihrem eigenen Glück so vollständig in Anspruch genommen, daß sie für nichts anderes Sinn habe. Als Miry lebhaft erzählte, wie sehr sie sich auf die großen Bälle freue, welche sie besuchen werde, entgegnete Edith etwas zerstreut:

„Bälle sind gar keine besondere Unterhaltung, wenn man nicht sehr viele Partner hat.“

„Und Du meinst wohl, ich sei zu häßlich, um welche zu bekommen?“ wendete Miry etwas klaglich ein.

„Ich meine gar nichts deraartiges, Du Ganschen, aber in einer Großstadt verliert man sich leicht, wenn man nicht einen sehr bedeutenden Kreis hat. Ich bin selbst auf Bällen in London ganz schön ein- oder zweimal sitzen geblieben.“

„Und Du bist doch so sehr hübsch, Edith!“

„Lange nicht hübsch genug für London. Ich glaube, dort wechen die Toiletten die Hauptkader aus, wenn man nicht eine so blendende Schönheit ist, wie meine Nonsine Anna.“

„Ist die denn wirklich so schön?“

„Ich habe nie Schöneres gesehen, schon sie nicht sehr jung genannt werden kann. Ich glaube, wenn sie in Wall-toilette oder in Nonnentracht in einen Festsaal tritt, so würden alle Paare aufhören zu tanzen, und die Musikanten würden nicht spielen, nur um sie anzustarren.“

„Liebe Edith, laß mich sie doch sehen, ist sie zu Hause?“

„Ja, aber sie sitzt zumeist in ihrem Zimmer und ich will Dir nur gestehen, daß ich mich selbstamerweise ein wenig vor ihr fürchte. Ich glaube nicht, daß ich den Mut hätte, zu ihr zu gehen und sie zu hören. Mir ist gar nicht, als ob sie meine Cousine wäre, und ich je mit ihr intim werden könnte. Natürlich ist sie viel älter als ich, aber der Altersunterschied macht es nicht aus. Ich kann Dir nicht sagen, weshalb ich eine solche Ehen vor ihr habe, aber sie besteht tatsächlich. Hast Du sie am letzten Sonntag nicht in der Kirche gesehen?“

„Nein, ich war erkrankt, und Mama ließ mich nicht. War Fräulein Nerini in der Kirche?“

„Ja, zu meiner Überraschung, obgleich ich gar keine Veranlassung habe, überrascht zu sein. Sie ist ja keine Katholikin, wievohl sie den größten Teil ihres Lebens in Italien verbrachte. Mir rief es den Eindrud hervor, als ob sie nie gewohnt sei, zur Kirche zu gehen, und es nur tue, weil wir es tun. Ich wollte, Du hättest sie gesehen, wie sie einer Königin gleich in ihren langen schwarzen Gewändern in unserem Kirchenstuhl stand.“

„Wird sie eine Deiner Brautjungfern sein, Edith?“

„O nein, ich habe sie nicht aufgefordert. Wenn sie auch meine Cousine ist, kann ich sie doch nicht meine Freundin nennen und nebenbei ist noch ein anderer unliebsamer Umstand im Spiel. Harald scheint sie nicht leiden zu können. Er spricht zwar nicht viel von ihr, aber seit sie da ist, kommt er fast gar nicht zu uns. Es muß dies wohl nur der Fall sein, weil er sie nicht mag, und deshalb finde ich es als ein großes Unglück, daß sie beständig bei Papa im Hause bleiben soll. Ich bin ärgerlich, wenn Harald steif und fest dabei bleibt, daß er nicht einmal ihre Schönheit gelten lassen will. Er hat sie ein einziges Mal gesehen, kann sich somit kaum ein genügendes Urteil bilden und erklärt doch schon, es wäre ihm gar nicht möglich, sie zu bewundern. Mir scheint, das Vorurteil, welches er gegen sie hat, sehr unbegründet!“

„Und sie?“

„O, sie bringt weder meiner Heirat noch ihm das allgeringste Interesse entgegen. Wenn ich von ihm rede, so geht sie rasch auf ein anderes Thema über. Einmal erwähnte sie, daß sie sich fremden Menschen absolut nicht leicht anschließe, ich vermute folglich, daß die Antipathie zwischen den beiden, wie es ja zumeist der Fall ist, auf Gegenseitigkeit beruht. Ich finde ihr Wesen selbst etwas abstoßend, es wundert mich somit gar nicht sehr, daß Harald sich ihr nicht leicht anschließt, aber

sie ist sehr schön, und ich sollte meinen, daß er ihre Schönheit wenigstens zugestehen und bewundern könnte. Ich wollte, Du hättest sie gesehen."

"Dann es denn jetzt gar nicht geschehen? Sage ihr doch, sie möge zu uns kommen, um mit mir bekannt zu werden."

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

So wirf denn ab, was mit Beschwerden
O Seele, dich gequält hielt;
Du sollst noch wie der Vogel werden,
Der mit der Schwing' im Blauen spielt.
Der aus d'n kahlen Dornenhecken
Die roten Rosen blühend schafft,
Er kann und will auch dich erwecken
Aus tielem Leid zu junger Kraft!
Geibel.



Romeo.

Eine unverfängliche Ballongeschichte von Joh. Wunner.

(Nachdruck verboten.)

Er hieß nicht Romeo, sondern Max. Und er war nicht dem stolzen Geschlecht der Montecchi entsprossen, sondern der unberühmten Sippe der Gendelmeyer, deren Familiengeschichte sich schon mit Maxens Großvater in undurchbringliches Dunkel verlor. Auch pflegte er nicht im geschliffenen Wamms und mit trübsaligen Anausprechlichen einherzugehen, sondern im schlichten schwarzen Gewande, das sogar hier und da an den Nähten schon einige bedenklich glänzende Stellen aufzuweisen hatte. Im übrigen aber sah er dem Bilde gar nicht so unähnlich, das sich schwärmerische Badische von dem ritterlichen jungen Montecchi entwerfen mögen. Denn er war groß und schlank, hatte ausdrucksvolle dunkle Augen, ein winziges seidenweiches Schnurbärtchen und einen an Länge und Fülle weit über das Maß des Alltäglichen hinausreichenden Haarschmuck, um den ihn Veronas goldene Jugend aus den Zeiten des Prinzen Escalus gar wohl hätte beneiden dürfen. Daß er ein Künstler war, bedarf nach dieser Personalbeschreibung kaum noch der Erwähnung. Er konnte sich mit Recht so nennen, denn er hatte die Reifeprüfung an der königlichen Hochschule für Musik mit Auszeichnung bestanden und war im Besitz eines schön eingebundenen Albums mit säuberlich eingelebten, durchweg sehr günstigen Kritiken über ein Duzend von ihm veranstalteter Konzerte. An der Wand über seinem Flügel hing sogar ein welkender Lorbeerkranz mit langen, tiefroten Bändern, auf denen in goldenen Buchstaben zu lesen stand: „Dem verehrten Meister in aufrichtiger Bewunderung M. v. B.“ — unter welchen geheimnisvollen Initialen sich Max Gendelmeyers Schülerinnen natürlich die Namensschiffe irgend einer sehr hochstehenden Persönlichkeit vorzustellen pflegten.

Er hatte nämlich wirklich Schülerinnen, und zwar beneidenswerter Weise solche, die regelmäßig zahlten, so daß die Genußnutzung nicht ganz unberechtigt war, mit der er im Freundeskreise von seiner „gesicherten Existenz“ zu sprechen liebte. Den Umständen nach hätte er also mit dem Dasein im allgemeinen wie im besonderen recht wohl zufrieden sein können, wenn nicht der dicke Rentier Paul Haberkorn beständig wie eine schwarze Wetterwolke über diesem feindlichen Künstlerleben geschwebt hätte.

Die Feindschaft der Capuletti gegen die Montecchi war nämlich nur ein Kinderpiel im Vergleich zu dem Groll, mit welchem Paul Haberkorn den unglücklichen Meister verfolgte. Er hatte einige Ursache dazu, das läßt sich nicht leugnen. Denn sein Verhängnis hatte ihn vor einem Vierteljahr die Wohnung beziehen lassen, deren Vorderzimmer unter dem bescheidenen Heim des lorbeerengekrönten Pianisten lagen. Und wer sich jemals in einem leicht gebauten, „hellhörigen“ Mietshaus solcher künstlerischen Nachbarschaft erfreut hat, wird dies schmerzliche Geschick in seiner ganzen Schwere zu würdigen wissen.

Mit einem geharnischten Protestbriefe gegen das „unextragliche Gestimper“ hatte die Fehde begonnen, um sich allgemach bis zu stürmischem Gegen-die-Decke-Klopfen und bis zur Anschaffung eines grauenhaften automatischen Musikinstrumentes zu verschärfen, das die entsetzliche Fähigkeit besaß, eine droben gespielte Beethoven'sche Sonate fünfzigmal

hintereinander durch die in Töne gesetzte Ankündigung zu unterbrechen:

„Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion!“

Es wäre ein aufreibender Zustand gewesen auch ohne die dramatische Verwicklung, die ein grausamer Zufall in dem nämlichen Augenblick geschaffen, wo Max Gendelmeyer und Fräulein Emmy Haberkorn einander zum erstenmal von Angesicht zu Angesicht gesehen. Der reizenden Blondine mit den Veilchenaugen, den schelmischen Wangengrübchen und der rundlichen Taille war es beschieden, die Rolle der Julia in dieser Fehde des Philistertums gegen die Genialität zu spielen. Und es wäre überflüssig, zu versichern, daß sie mit allen Sympathieen ihres achtzehnjährigen Herzens auf der gegnerischen Seite stand. Wenn unten das um die Holzbestände des Grunewalds so besorgte Musikinstrument plötzlich mitten in der Melodie verstummte, so wußte Max Gendelmeyer, daß es Emmys zarte Finger gewesen waren, die das Uhrwerk abgestellt hatten, und wenn es oben in berausenden Akkorden jubelte: „Winterstürme wichen dem Wonnemond“, so hegte das blonde Töchterchen des Herrn Haberkorn nicht den mindesten Zweifel hinsichtlich der Adresse, an welche dieser Liebeshymnus gerichtet war.

Auf der Treppe durften sie sich nicht grüßen. Aber wenn in einer gewissen verschwiegene Allee des Tiergartens die Bäume hätten reden können, so würden sie gar erbauliche Dinge erzählt haben von zärtlichen Gesprüchen und vertraulichem Aneinanderschmiegen, ja, vielleicht sogar von einem zaghaft gegebenen und schüchtern empfangenen ersten Kusse oder von einem vollkommen gestammelten Gelöbniß ewiger Liebe und Treue.

Doch der Tiergarten war weit; Max Gendelmeyer hatte viele Stunden zu geben, und Fräulein Emmy stand unter ziemlich strenger Aufsicht. Der holde Liebesfrühling der Beiden würde also nur recht spärliche Blüten getrieben haben, wenn ihnen nicht ein glückliches Ungeschehen die Möglichkeit gewährt hätte, gewissermaßen unter den Augen des haßerfüllten Capuletti Haberkorn ganz unauffällig mit einander zu verkehren.

Dies Ungeschehen war der Balkon der im zweiten Stockwerk gelegenen Haberkorn'schen Wohnung, ein schöner, großer, offener Balkon, der mit seinem reichen Blumenschmuck fast einem schwebenden Garten gleich. Auf keinem anderen Balkon in der Nachbarschaft wurden die Blumen so sorglich gehegt und gepflegt wie hier. Es war etwas geradezu Rührendes in dem liebevollen Eifer, mit welchem Fräulein Emmy ihre duftenden Schlingel begoß und beschnitt, ausband und stützte. Zu allen Zeiten des Tages konnte man sie auf ihrem grünumrankten Balkon erblicken. Und da das Haus glücklicherweise kein Gegenüber hatte, nahm kein sterbliches Auge wahr, daß beinahe immer gleichzeitig mit ihr an dem darüber gelegenen Fenster im dritten Stock Herr Max Gendelmeyer erschien, einen leuchtenden Abglanz beglückter Liebe auf dem edlen Künstlerantlitz. Auch den dünnen Bindfaden, an dessen Ende etwas vierediges Weißes herab- und hinaufschwebte, sah niemand außer den Beiden, die es anging. Und wenn sich ja einmal Papa Haberkorn zu seinem Töchterchen gesellte, empfing ihn ein so unbefangenes Nicken und ein so harmloses Geplauder, daß nicht das leiseste Mißtrauen sich in seine ahnungslose Seele schleichen konnte.

Aber man spielt nicht auf die Dauer ungestraft mit der Gefahr, und ein geringfügiger Zufall wandelt oft das lieblichste Idyll in ein düsteres Naturspiel.

An einem kühlen Herbstabend war es, um die Zeit, da die Nachtigallen sich eben reisefertig machen. Die Dämmerung brach eben erst herein, aber hinter den Fenstern der Haberkorn'schen Wohnung brannten trotzdem schon die Gasglühlicht-Flammen, woraus auf irgend einen festlichen Anlaß zu schließen war. Es war die Stunde, da Fräulein Emmy zum drittenmal auf dem Balkon zu erscheinen pflegte, und mit jener Pünktlichkeit, die eines der Kennzeichen wahrer Liebe ist, hatte sich Max Gendelmeyer oben an seinem Fenster eingefunden. Aber seine Geduld wurde diesmal auf eine härtere Probe gestellt, denn je zuvor. Minute auf Minute verrann, ohne daß die heiß Ersehnte sich gezeigt hätte. Und es war dem Harrenden ein schlechter Trost, daß er lachende Männerstimmen und häufiges Gläserklirren aus den geöffneten Fenstern herantönen hörte. Endlich aber kam sie doch. Hoch klopfte das Herz des Künstlers vor Entzücken beim Anblick ihres schimmernden Blondhaars und ihres sommerlich hellen Gewandes. Eilig tanzte die Schnur mit dem weißen Brieschen aus der Höhe des dritten Stockwerks herab, und Max Gendelmeyer sah, wie Emmys schlanke Finger den Liebesgruß von dem kleinen Haken lösten. Aber er sah auch, daß heute nicht alles war wie sonst, denn das blonde

Köpfchen da unten wandte sich nicht zu ihm empor, sondern es blieb tief gesenkt. Und auch, als sie ihre Antwort an dem Haken befestigt hatte, wartete er vergebens auf den raschen zärtlichen Blick, der ihm sonst das Signal zum Herausgehen gegeben.

(Schluß folgt.)



Die Schwinuhr.

Für die Studierenden der Medizin wurde das mündliche Examen abgehalten. Ein Kandidat nach dem andern war schon aus dem Prüfungszimmer gekommen und ihre niedergeschlagenen Gesichter verrieten nur zu deutlich, daß ihre Antworten auf die vorgelegten Fragen nicht befriedigend ausgefallen waren. Die Reihe war jetzt an Albert Kirchhöff, der durch die betrübten Antlitze seiner „durchgefallenen“ Kollegen mit Furcht und Schrecken erfüllt wurde. Es war ein sehr eingeschüchterter und zitternder Kirchhöff, der nun vor den gestrengen Examinatoren erschien.

„Nun, Kandidat, was würden Sie machen, um einen Mann, der sehr hohes Fieber hat, zum Schwitzen zu bringen?“ war die erste Frage, die ihm vorgelegt wurde.

„Ich würde ihn in eine lauwarme Einpackung legen und ihn einige Glas heißen Grog trinken lassen,“ antwortete Kirchhöff.

„Sehr gut! Aber gesetzt den Fall, dieses Mittel hilft nicht und die Transpiration bleibt aus, was würden Sie dann tun?“

„Dann würde ich ihn ein bis zwei Gramm Salopyrin nehmen lassen.“

„Schön. Aber vorausgesetzt, daß auch Salopyrin keine Wirkung erzeugt, zu welcher Behandlung würden Sie dann schreiten?“ fragte der Examinator weiter.

Kirchhöff trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Die Kenntnisse, die er sich über Transpirationsmittel angeeignet hatte, waren erschöpft. Er gab schon verzweifelt das Rennen auf und mit einem letzten Aufgebot von Witz und Unverschämtheit gab er zur Antwort:

„Nun, wenn das alles nichts helfen sollte, dann würde ich den Patienten hier vor die Prüfungskommission bringen, damit er Ihre Fragen beantwortet, und wenn ihn auch das nicht zum Schwitzen bringt, zum Henker, dann gebe ich den Mann auf.“

„Gut bestanden!“ war das einstimmige Verdikt der lachenden Examinatoren.

Kalhoff.

Humor.

Warum er's wußte. Herr Müller: „Ich sage Ihnen, der Mann, der den Versuch macht, eine Frau von ihrer Ansicht abzubringen, ist ein vollständiger Idiot.“

Herr Baumann: „Wieso wissen Sie das?“

Herr Müller: „Meine Frau hat's mir gesagt.“

Das Rettungswerk. Stühler: „Der Herr drüben hat mich vom Bankerott gerettet.“

Mahlberg: „Was Sie sagen! Wieso denn?“

Stühler: „Er hat die Dame geheiratet, mit der ich verlobt war.“

Will man eine seltsame Beobachtung machen, so werfe man eine Handvoll Kupfermünzen unter einen Haufen napolitanischer Bettler. Man wird dann wahrnehmen, daß die Blinden die Münzen am frühesten sehen, die in beiden Beinen Gelähmten am schnellsten danach laufen, die ohne Arme sie am geschicktesten aufheben, die Tauben sie am besten in die Tasche stecken können und die Taubstummten am deutlichsten ihr Pech verwünschen, nicht dabei gewesen zu sein.

Ein deutlicher Wink. Fräulein Scharf: „Das nächste Mal, wenn Sie mich wieder besuchen, müssen Sie mir Ihre Ansicht über meinen neuen Hund sagen.“

Herr Börmann: „Mit dem größten Vergnügen. Und wann werden Sie den neuen Hund erhalten?“

Fräulein Scharf: „Jedenfalls nicht vor drei Monaten.“

Ein tüchtiger Verkäufer. Dame: „Und Sie können mir versichern, daß dies die modernsten Stoffe sind?“

Verkäufer: „Die allermodernsten, gnädige Frau.“

Dame: „Aber werden die Farben auch nicht in der Sonne ausbleichen?“

Verkäufer: „Ich bitte Sie, gnädige Frau. Die Stoffe liegen seit drei Jahren im Schaufenster, und wie Sie sehen, die Farben sind noch ganz frisch.“

Denkspruch.

Der Cepplch, den die Parze webt,
Wird mit den Jahren bunt und buntern;
Verschlungen'ne Muster, reich belebt,
Sinnprüche laufen deutungsvoll mit unter;
Über die Fäden von goldnem Schein
Webt sie immer seltner hinein.

Paul Heyse.



Rätsel und Aufgaben.

Buchstaben-Doppelrätsel.

aaaaaabbccdeceeeegggggghhhhi
llmmnnnooooprrrrrrssttttuz

Aus vorstehenden 56 Buchstaben bilde man 14 aus je vier Buchstaben bestehende Wörter von folgender Bedeutung:

Teil eines Schiffes, Gespiß, Stadt in Belgien, Stadt in der Provinz Sachsen, Geschenk, Schmuckgegenstand, männlicher Vorname, grammatikalische Bezeichnung, Zahl, Gehalt, Bezeichnung für Oeffnung, geographische Bezeichnung, eine Komposition und ein Mädchenname.

Vor jedes dieser Wörter setze man 2 der nachstehend angegebenen Buchstaben, so daß neue Wörter entstehen, deren richtig geordnete Anfangsbuchstaben einen Dichter nennen. Die vorzusehenden Buchstaben sind:

aaaaabbbbbcdeefghllmmnooooprrrruu.

Füllrätsel.

.	a	.	e	.
.	b	.	u	.
.	v	.	n	.
.	c	.	h	.
.	a	.	u	.
.	a	.	u	.
.	a	.	t	.
.	i	.	t	.
.	e	.	f	.
.	r	.	h	.
.	e	.	h	.
.	i	.	u	.

Die Punkte sollen derartig durch Buchstaben ersetzt werden, daß Wörter entstehen, deren Anfangs- und Mittelbuchstaben, miteinander gelesen, ein Sprichwort nennen.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Schieberätsel.

a a n d e s v a t e r
M o l o c h
a n d r i c h t e r
W i g w a m
D e n n e w i t z
G e g e n d
G e s t e i n
S p r e u n g u n g

Norwegen, Schweden.

Rätsel.

Sauerteig.

Rebus.

Ueberseeische Dampfschiffahrt.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Nachdruck verboten.)

falsche Prophezeiung.



Is er ein kleiner Knabe
In kurzen Höschen noch,
Da hatten die selbstverständlich
Bisweilen mal ein Loth.

Dann sprachen die Tanten und
Basen:

Nach wem der Bengel wohl
schlägt?

Es ist ja klar, daß er einstmals
Sehr schlechte Früchte trägt!

Und als in die Lehr' er ge-
kommen,

Da jagt man ihn immer fort:
Ein sauberes Früchtel du bist!
War stets des Meisters Wort.

Auch später im Leben hieß es
Nur immer zu jeder Zeit:
Der Mensch entwickelt niemals
Fruchtbringende Tätigkeit!

Jetzt handelt mit schwarzem
Metall

Seit langen Jahren er schon;
Er trägt mit Geduld seine
Früchte,

Verdient sich guten Lohn.

Und lustig denkt er: Wie
andersch

Et manchmal doch kommen dnt,
All' haben Sie falsch prophe-

ziehen,
Denn meine Metall' sind jut.



Frech.

Madame: „Ich hörte eben etwas Hirren, Anna!“

Köchin (höhnisch): „Und da haben Sie natürlich wieder
gedacht, es sei Kavallerie in der Küche; es ist aber Gott sei
Dank nur eine Suppenschüssel gewesen, die ich zer Schlagen
habe!“



Unmusikalisch.

— „Seppel, hat das gnädige Fräulein, als Du den
Brief überbrachtst, wieder Klavier gespielt?“

Seppel: „Ob f' Klavier g'spielt hat, weiß i' net. Aber
vor 'm Kasten hat f' g'essen, und a Geräusch hat f' d'rauf
g'macht.“



Kasernenhorblüte.

Unteroffizier: „Aerl, grinsen Sie im Dienste nicht,
als hätte der Reichstag das warme Abendbrot schon be-
willigt!“



Fin de siècle.

— „Wenn Sie Ihre von Natur tadellosen Zähne
häufiger putzen würden, hätten Sie ein prächtiges, blendend
weißes Gebiß.“

— „Das tue ich absichtlich nicht, sonst hält's ja jeder
für ein falsches.“



Die eingebildeten Hennen.

Hohheit (welche auf einem Jagdausflug in einem Dorf-
wirthshaus gefrühstückt haben): „Die Eier, die ich gegessen,
waren wohl von den Hühnern da draußen?“

Wirtin: „Freilich, hören Hohheit nur, wie stolz sie
darium gaderu!“

Neues Wort.

Berliner (einem Freunde den Tiergarten zeigend):
„Siehst Du, Fritz, det is hier der Tiergarten, aber Tiere
sind nich drin. Wat sagste dazu?“

Fremder: „Ich finde den Namen sehr zoo-unlogisch.“

Ein Pyrrhussieg

oder

Wie Ritter Schwachbein den Hausschlüssel bekam.



Ein sonderbares Muttermal.

— „Der schwarze Fleck an Ihrem Halse ist wohl ein sogenanntes Muttermal?“

— „Ja wohl, ich hab's aber von meinem Vater geerbt.“

Kindliche Naivetät.

Klein Lieschen (nachdenklich): „... Ich weiß nicht, ob ich nicht doch lieber ein Junge hätte werden sollen?“

... Der Raderkönig. ...

(Frei nach Goethe.)

Wer radelt so spät durch Nacht und Wind?

Es ist der Vater mit seinem Kind;
Das sitzt auf der Lenkstange schwankendem Arm,
Da sitzt es nicht sicher, da sitzt es nicht warm.

„Mein Sohn, was birgst Du so bang Dein Gesicht?“

„Siehst, Vater, Du die Dampfwalze nicht?“

Der Dampfwalze schweren mächtigen Leib?“ —

„Mein Sohn, es ist ein altes Weib.“ —

„Du armes Kind, komm sage mir

Man spielt wohl nicht schöne Spiele mit Dir?

Deine Mutter radelt wohl auch über Land

In Hosen und sonstigem lockren Gewand?“ —

„Mein Vater, mein Vater, und hörest Du nicht,

Was eben die Dampfwalze leise spricht?“ —

„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!

Wir radeln zum Wirtshaus so schnell wie der Wind.“ —

„Willst keiner Knabe, in's Bette Du gehn?

Deine Mutter sollte Dich warten schön;

Anstatt zu radeln im nächtlichen Reihn,

Sollt' sie wiegen und tanzen und singen Dich ein.“ —

„Mein Vater, mein Vater, und siehst Du nicht dort

Den Omnibus fahren am düsteren Ort?“ —

„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;

Da geht schon wieder 'ne dicke Frau.“ —

„Ich liebe Dich, wenn Du auf meine Gestalt

Nicht losfährst mit so brutaler Gewalt.“ —

„Mein Vater, mein Vater, jetzt fahr'n wir sie an!

Wir haben der Dame ein Leid's getan!“

Dem Vater grauset's, er fuhr zu geschwind,
Auf dem Damm liegt die Dame, er selbst und sein Kind,
Der Knabe schreit, die Frau ist voll Wut,
Der Vater ist trostlos, denn 's Rad ist kaput. Fido.

Aus Kalau.

Ausländer (ein Witzblatt im Café durchblättern):

„Sind denn alle Ihre Professoren zerstreut?“

Deutscher: „Sogar über ganz Deutschland.“

Ein Schlauberger.

Fremder: „Was ist denn das für ein Schein um den Mond herum?“

Sachse (nach längerem Überlegen): „Hören Sie, das wird Sie wohl der Mondschein sein.“

Mißverstanden.

— „Warum hauen Sie den Buben so?“

— „Er hat gesagt, ich wär' ein schlechter Meister.“

— „Nun Sie sind doch auch ein Schlächtermeister!“

~ ~ ~ Bettlerfrechheit. ~ ~ ~

1.



Herr: „Ja, lieber Mann, Ihre Lage dauert mich, da haben Sie eine Mark. Das soll aber keine Ermutigung sein, gleich ins Wirtshaus zu gehen!“

2.



Bettler: „Ne, Männchen, dazu brauche ich keine Ermutigung!“

Ein aufmerksamer Sohn.

Vater: „Du hast, während ich im Bade war, meinen ganzen Weinfeller ausgetrunken!“

Student: „Sagtest Du nicht vor der Abreise, Du brauchtest bald wieder leere Flaschen, weil Du eine neue Sorte Wein bestellt hättest?“

Treffende Bezeichnung.

Frau: „Denke Dir, unser Max ist heute früh wieder vollständig betrunken nach Hause gekommen, — ist das nicht eine Schande?“

Mann: „Ja, — 'ne Affenschande?“

Hu!

Frau A.: „Mein Hund ist gut angelernt, wenn ich nach dem Markt gehe, trägt er mir stets den Marktkorb. Tut Ihr Hund das auch?“

Frau B.: „Nein, der trägt nur einen Maulkorb.“

Kutmütig.

Herr: „Mit dem Schneidergesellen haben Sie wohl ein Verhältnis angeknüpft?“

Dienstmädchen: „Ja, aber in Ihrem Interesse . . . was sollen die Leute denken, wenn der Mann jeden Tag mit der Rechnung kommt!“

✱

Aus der höheren Töcherschule.

Lehrer (die Geschichte des alten Griechenlandes dozierend): „Was versteht man unter Tyrannen?“

Schüler: „Ehemänner.“

Eingegangen.

Junggeselle (zu einem früheren Aneip-Freund und nachmaligen Pantoffelhelden): „Wer hat Sie denn heute 'rausgelassen?“

Ehemann: „Merken Sie sich gefälligst; ich werde überhaupt nicht 'rausgelassen!“

✱

Der Hauptzweck.

Frißchen: „Wann befahl denn der Burggraf die Zugbrücke aufzuziehen?“

Vater: „Sobald ein Gläubiger mit der Rechnung nahte.“

✱

Vom Ehekriegsschauplatz.

— „Werden Euch die Schwiegereltern nicht bald 'mal besuchen?“

— „Wir können jetzt keine Schlachtenbummler gebrauchen!“

✱

Aus dem medizinischen Examen.

„Zu welchen Giften gehört der Alkohol?“

„Zu den wohlthätigen.“

... In der musikalischen Soirée. ...



Rechtschaffen

Oberst: „Nun, Herr Leutnant, Sie schwärmen wo?“

nicht für Wagnersche Musik?“

Leutnant: „Gewiß, Herr Oberst, ich erwarte nur das Kommando: „Schwärmen!“

Niederträchtig.

Madame (über ihr Dienstmädchen schimpfend): „Denken Sie nur, die boschafte Person; diese Woche haben wir schon zwei Mal Mustern gehabt . . . und sie hat's nirgendwo in der Nachbarschaft erzählt!“

Frommer Wunsch.

Ehemann (wütend): „Der Meier hat uns nicht mal eine Anzeige von dem Tode seiner Frau geschickt . . . weißt Du, ich wollte, Du stürbst auch, daß ich mich für diese Gemeinheit revanchieren könnte!“

Ausnahmefall.

Buchhalter: „Wollen Sie dem Müller wirklich den erbetteten Vorschuß bewilligen?“

Chef: „Ja, es liegt hier ein Ausnahmefall vor . . . seine Schwiegermutter, die zum Besuch hier war, will wieder abreisen, und er muß ihr das Reisegeld geben!“

Aus einer Zeitung.

Der Blitz zerstückte fast sämtliche Möbelstücke des jungen Ehepaares; es war nur ein kalter, aber für beide sehr harter Schlag.



Zofe: „Der Herr Baron ist da.“

Balladeuse: „Ach, der Schmutzian! Er soll seine Liebeserklärung draußen abgeben!“

Merkwürdiges Wiederschen.

„Grüß Gott, altes Haus! Kommt Du mich nicht mehr?“

„Nein. Das heißt, wenn Sie Müller heißen — dann bist Du's.“

Kindliche Frage.

Mutter (im Vogelhaus des Zoologischen Gartens):

„Sieh' mal, Paulchen, diese niedlichen Finken hier.“

Paulchen: „Sind das Schmierfinken, Mama?“

Klassische und moderne Wirkung.



Wie der klassische Orpheus alles durch seine Musik in Bewegung setzen konnte, so —

Zweideutig.

Vadtsch: „Ach, Herr Professor, bei all solcher Gelehrsamkeit läuft's einem ja kalt über'n Rücken.“

Professor: „Ja, weil Sie eine Gänsehaut haben.“

Militärische Anerkennung.

„Wie gefällt Ihnen denn Fräulein Nina?“

Sergeant: „D, da kann ich nur sagen: Hände an die Hosennäht!“



Kann es auch sein moderner Jünger.

Grob.

Schauspieler (ebenso unbedeutend als aufgeblasen): „Ihr Essen ist nicht berühmt.“

Wirt: „Ihr Spiel auch nicht.“

Schneidig.

Der Einjährige Mayer sitzt nach einem Wache-Tag in seinem Stammlokal, als jemand am Telephon nach ihm fragt. Er stürzt an den Apparat und schreit: „Hier Einjähriger Mayer! Wer da? oder ich schießel!“